N12<527804596 021
LS
ubTÜBINGEN

Der Felstempel von Ma-mallei-puram bei Madras.

Der Festtempel von Mta-mallei-puram bei Madras.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

5. Johann Philipp Fabricius.*)

Wir können uns nicht auf eine längere Schilderung der Wandlungen einlassen, welche die Trankebar-Mission nach dem Heimgang ihrer Gründer (1719—20) durchzumachen hatte. Sie stand vorerst unter der Leitung des rührigen, aber auch etwas eingebildeten Benj. Schultze (bis 1726), eines Mannes, der sich gern mit Sprachstudien beschäftigte, daher er bald, wohl gar zu bald auch an das Dichten tamilischer Lieder sich wagte, deren Zahl Ziegenbalgs ursprüngliche 48 in kurzer Zeit erreicht, ja überstiegen hatte. Ebenso hielt er sich für berufen, die Bibelübersetzung, mit welcher der sel. Ziegenbalg bis ins Buch Ruth gekommen war, hastig zu vollenden, indem er sie dem Peter Maleiappan, der ja auch deutsch konnte und mit den Palmblättern ihm zur Seite saß, in den Griffel diktirte. Bereits im März 1725 war er mit dieser Aufgabe fertig geworden. Die Presse druckte rüstig, was geschrieben war, und im Jahr 1727 befand sich die ganze h. Schrift in den Händen der Missionare und ihrer Gemeinden; woran sich 1728 noch eine klei-

*) Die Quellen für seine Geschichte sind die bei Ziegenbalg genannten, wozu noch W. Taylor, Memoir of the first Centenary of the Protestant Mission at Madras. Mad. 1847, kommt. Neuestens hat W. Germann aus dem hallischen Archiv noch weiteres werthvolles Material gesammelt und mit viel Geschick zu einer Darstellung des damaligen Missionslebens verarbeitet (J. Ph. Fabricius. Seine fünfzigjährige Wirksamkeit im Tamulenlande ꝛc. Erlangen 1865), während er die Mittheilungen über Fabricius sprachliche Arbeiten in Dr. Kramers Missionsnachrichten (Halle 1865), niederlegte. Das Bild des ehrwürdigen, innigen Mannes steht daher viel ausgeführter vor unsern Blicken da, als es in früheren Zeiten der Fall war.

nere Ausgabe der Apokryphen anschloß. Die Missionare waren übrigens mit seiner Arbeit weniger zufrieden als er selbst, sie fanden wohl Einiges besser als bei Ziegenbalg, meinten aber, Vieles sei etwas obenhin gerathen.*)

Indessen wurde aber die Gemeinde vernachlässigt. Schultze ärgerte sich über die Nachgiebigkeit, womit ihre Gründer die Kastenfrage behandelt hatten, und suchte erst mit viel Mühe die Kirchensitze neu zu vertheilen, so daß nicht Sudra's und Pareier sich in die Plätze theilen, sondern lieber Weiber und Männer getrennt sitzen sollten. Ein solcher äußerlicher Erfolg war aber kein Ersatz für den Mangel an treuer Seelenpflege, wenn auch zunächst ein größerer Zuwachs von Pareiachristen erzielt ward. Der rasche, wirklich unermüdliche, jedoch oberflächliche Mann vertrug sich schlecht mit seinem Kollegen oder eigentlich Untergebenen, Dal, der die portugiesische Gemeinde leitete (Kistenmacher, von Schultze nicht wenig drangsalirt, war schon 1720 entschlafen). Schultze wußte sich auch die Herzen der eingebornen Christen nicht zu gewinnen. Die Beihilfe für die Armen und Kranken beschränkte er aufs Allernöthigste. Es war daher eine eingestandenermaßen „kümmerliche Zeit" in der Mission, welcher erst der Eintritt tüchtigerer Männer ein Ende machte. Als Walther und Pressier (Juni 1725) gelandet waren, zeigte sich bald, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehen könne. Schultze verabschiedete sich von Trankebar halb im Grimm, und eröffnete (1726) eine neue Station in der englischen Hauptstadt Madras, wo er mit seinen Schulen und dem, nun auf Telugu und Hindustani ausgedehnten, Uebersetzungseifer immerhin Manches zu Stande brachte, bis er 1743 nach Deutschland zurückkehrte. Dort hat er sich noch ein besonderes Verdienst um die Mission erworben, indem er den Studenten Schwartz in die Kenntniß des Tamil einführte.

Unter der Leitung der Brandenburger Walther (1725—39) und Pressier († 1738) nahm das Werk in Trankebar einen neuen Aufschwung. Es ist die Zeit, da durch Rajanajakens Bekehrung die Arbeit der Missionare sich weit in der Kaweri-Ebene ausdehnte (S. 102 ff.), da durch einen Besuch Pressiers 1728 sich die Verbindung mit Tandschaur anknüpfte und die Verfolgung Seitens der

*) In 1 Kor. 9, 15 z. B. vertauschte er, um der spottenden Katholiken willen, „Schwester" mit „Christin" (vgl. S. 106 Anm.).

Katholiken Alles in Athem erhielt. Auch die Einsetzung des ersten Landpredigers, Aaron, (s. S. 147) bezeichnet (December 1733) einen entschiedenen Fortschritt in dem Leben der Mission.

Dagegen muß beklagt werden, daß eben durch diese tüchtigen Männer der Kastenunterschied in der Trankebar-Gemeinde sanktionirt und damit dieselbe zu innerem Stillstand verurtheilt wurde. Es war wirklich Schade, daß es gerade Schultze sein mußte, der an der Kastenduldung zu reformiren gesucht hatte; sein Vorgehen konnte natürlich für junge Nachfolger nicht maßgebend werden. Ihre Katecheten „lagen ihnen beständig in den Ohren", wie sie sich die Gleichsetzung mit den Pareiachristen von den Heiden so oft müßten vorwerfen lassen. So ungereimt nun beiden Männern „dergleichen Ausflüchte" erschienen, meinten sie doch, sich „in die Schwachheit der armen Leute schicken" zu sollen und ließen es also „connivendo" geschehen, daß nun die Pareier von den Sudra's „einen Schritt breit in der Kirche abgesondert sitzen" mußten. Es war nur Ein Schritt, er ist aber seit 1727 zu einer tiefen Schlucht geworden!

Der gute Pressier will dann (1728) die Christen in einem Pareiadorf besuchen. Aber diese selbst warnen ihn vor der Verachtung, der er sich damit bei den höheren Klassen aussetzen würde; so bescheidet er sich, von der Landstraße etwas abseits in einen Hain zu treten und die Christen dahin zum Unterricht kommen zu lassen. Sie bringen ihm Eßwaren zum Geschenk; er gibt ihnen aber „beim Weggehen Alles mit Dank wieder zurück"! Der junge Missionar erzählt weiter, wie dann ein heidnisches Pareiaweib durch den Hain gehen wollte, ein Pareiachrist aus seiner Umgebung ihr aber zurief: „Du, wo gehst du hin? da liegt ein Brahmane!" worauf das Weib alsbald stutzte und seitwärts abwich. Aus diesem Vorfall meint er sich die Lehre ziehen zu müssen, wie behutsam man in diesem Punkte sich unter den Hindu's zu verhalten habe, und bildet sich wohl auf seinen Fortschritt in indischer Anstandskunst ein wenig ein; leider aber merkt er nicht, wie sehr er damit von der Einfalt Christi abgekommen war, und wie nothwendig ein solches Conniviren weitere Folgen nach sich zog. Denn auch in der Schule wurden nun Pareia- und Sudrakinder „möglichstermaßen" auseinander gehalten, und sonst noch strengere Linien gezogen; und weil sich (trotz oder in Folge dieser Glaubensschwäche?) die Landgemeinden bedeutend mehr-

ten, um volle 474 in einem Jahre, so war nun ein Vorgang geschaffen, von welchem die späteren lutherischen Missionare, wenigstens in Trankebar selbst, sich keine wesentliche Abweichung mehr erlaubten.

Es läßt sich leicht denken, daß, wenn die Missionare dergestalt dem jesuitischen Vorbild eines neuen geistlichen Brahmanenthums sich einigermaßen näherten, die Sudra-Katecheten ihnen nicht blos nacheiferten, sondern es ihnen noch um ein ziemliches zuvorthaten. Warum nicht den reichgesegneten Rajanajaken ordiniren? fragen verwundert die Freunde in Deutschland. Antwort: „Der Kastenunterschied wird zu allgemein beobachtet, daher wir nothwendig etwas nachgeben müssen, worein die Pareier sich auch gar wohl zu finden wissen.*) In Betracht dieses können wir uns für jetzo noch nicht resolviren, Rajanajaken zum Predigtamt zu bestellen. Er verrichtet auch bereits alle Dienste eines Landpredigers, ausgenommen, daß er das h. Abendmahl nicht administrirt. Das würde auch kein (christlicher!) Sudra aus seinen Händen nehmen, und bei Pareiern könnte dasselbe dadurch in Verachtung gerathen" ꝛc. Es kam da alles auf das entschiedene Vorgehen der Missionare an; statt ihren Gemeinden etwas Neues zuzumuthen, und bei dieser Gelegenheit sich selbst auch soweit zu erniedrigen, daß sie dem Pareiaprediger den Bruderkuß gegeben hätten, ließen sie sich von Rücksichten leiten, die rasch genug auch den Europäer hinduisiren können. Und ihr „für jetzo" ist natürlich ein „für immer" geworden.

Es kann uns demnach nicht verwundern, wenn der Geschichtschreiber der Trankebarischen Mission urtheilt, um das Jahr 1740 habe die Mission ihren Höhepunkt erreicht**), worauf sie wohl noch Erweiterungen, aber keine Entwicklung mehr erlebt habe. Als im Jahr 1760 die Herrnhuter, vierzehn Brüder auf einmal, sich in Trankebar niederließen, um von da aus eine Station auf den Nikobarischen Inseln zu gründen, auf denen (1756) bereits ein Versuch der deutschen Mission mit Polzenhagens Tode gescheitert war, wollten die Hallenser durchaus nichts mit ihnen zu schaffen haben, und

*) Es ist das im Grunde sehr natürlich: der Pareia selbst fühlt sich gehobener, wenn er einen Brahmanen zu seinem Priester hat, als wenn sein Lehrer sich brüderlich zu ihm stellt.

**) Im letztvorangegangenen Jahre waren 609 Taufen vorgekommen, und im Jahr 1738 ebensoviele.

verhielten sich, wie wir es von privilegirten Konservativen gewohnt sind, sehr zurückstoßend gegen die Eindringlinge. Diese aber verstanden es, sich dort angenehm zu machen; „es ist nicht zu beschreiben," berichtet ein dänischer Missionar, „wie sich diese Herrnhuter in so kurzer Zeit bei Dänen, Franzosen und selbst Malabaren durch ihr nach eigenem Willen in Demuth und Geistlichkeit der Engel glänzendes Wesen insinuirt haben;" daher man sie im Lande Gnanis (Weise, Heilige) betitelte. Auch die ältesten Katecheten, wie Rajanajaken, kamen oft zu ihnen, selbst nachdem die Missionare vor ihnen gewarnt hatten; man fürchtete sogar von einem, er werde zu ihnen übertreten, so entschieden nahm er ihre eigenthümlichen Redensarten an. Es ist nicht geschehen; die Herrnhuter selbst wiesen seine Dienste zurück. Rajanajaken starb, nachdem er sich wieder gefaßt, 1771 im Dienste der Trankebarischen Mission; aber so viel können wir uns schon denken, daß aufgeweckten Pariachristen bei dem brüderlichen Tone, der unter den neuen Predigern herrschte, zu Zeiten wohler ward, als in der Abhängigkeit von den ihr geistliches Amt so hochhaltenden und doch in seiner Handhabung von Kastenrücksichten beeinflußten Lutheranern. Für die fortschreitende Zeit war überhaupt, wie Bengel wohl erkannte, die hallische Art bereits zu kurz gerathen. Die Eifersucht der alten Missionare bewirkte, daß den neuen keine Erlaubniß zum Wirken unter den Heiden gegeben wurde, daher nach Vereitelung wiederholter Kolonisationsversuche auf den Nikobaren, die Herrnhuter um 1801 endlich das Land räumten, zufrieden, wenn sie auch nur wenige Bekehrungen erzielt hatten, mit dem Ergebniß, daß doch „manche Gemüther durch sie auf das Wesentliche des Christenthums waren aufmerksam gemacht worden." Es ist gewiß zu bedauern, daß sich in dieser langen Zeit kein Weg wollte finden lassen, die besonderen Gaben der Brüder-Gemeinde für das Tamilvolk nutzbar zu machen.

Die Erweiterung der Mission war schon durch Ziegenbalg auf jede Weise angestrebt worden, allein es wollte sich in jenen Drangsalsjahren nicht viel machen lassen. Doch hatte man den holländischen Stationen mit Schullehrern ausgeholfen. Nun aber bot die englische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß die Hand zur Errichtung von Schulen in den Küstenstädten Kudelur (wo

ein Würtemberger Beck 1717—33 als Schullehrer diente) und Madras, damals der größten Stadt Indiens; aus diesen erwuchsen, da sich die Inspektion durch die Trankebarer als gar zu mühsam herausstellte, bald selbständige Stationen. Die letztere kam schon 1726 durch Schultze zu Stande; Kudelur, die Trankebar nächstgelegene Stadt der Engländer (nur 20 Stunden nördlich von Trankebar) wurde 1737 von dem wackern Sartorius besetzt. Hätte man die rechten Männer gehabt, so hätte sich auch in Kalkutta, dem Hauptplatz der Engländer in Bengalen, bereits ein Anfang machen lassen.

In Kudelur nun landeten (28. August 1740) drei weitere Arbeiter, der Schwede Kiernander, der Pommer Zeglin, und der Hesse Fabricius. Letzterer, geboren 22. Januar 1711 in eines frommen Amtmanns Hause, hatte erst die Rechte studirt; er war aber schon in Giessen durch den seligen Dr. Rambach kräftig angefaßt worden, und entschloß sich — in Folge des Lesens der hallischen Missionsberichte, — nachdem er schon absolvirt hatte, noch zum Studium der Theologie. 1736 kam er nach Halle, mit dem Gelübde, das er doch sorgsam in seinem treuen Herz verschloß, sich vom HErrn überall brauchen zu lassen, wo es Ihm gefalle, begleitet von vielen Gebeten seiner Mutter und Geschwister. Und in Halle hat er wohl auch „nach aller Möglichkeit" Kollegien angehört, doch besonders sich im Beten geübt, und daneben die Jugend des Waisenhauses unterrichtet. Im September 1739 wurden die drei jungen Männer vom jüngern Francke zum Dienst an der Mission aufgefordert, und ohne erst noch Abschied zu nehmen, gieng es gleich zur Ordination nach Dänemark, wo Fabricius eine Bußpredigt hielt, für die ihm der König, jetzt Christian VI (s. 1730) seine höchste Zufriedenheit bezeugte. „Daß du dem Willen Gottes folgen willt, gefällt mir wohl," schrieb ihm die treue Mutter, wie auch die Geschwister alle mit Freuden seinen Schritt begrüßten. Er hat sie nicht mehr gesehen; aber von seinen 200 Thalern jährlichen Gehalts setzte er sogleich seiner armen Mutter noch etwas aus, ehe er sich mit den Freunden nach England begab, wo sie freundliche Aufnahme fanden und das Missionsinteresse neu belebten. Mit einer großen Flotte segelten sie 1. April 1740 von Portsmouth ab und wurden von dem gefälligen Kapitän, wie gesagt, in Kudelur gelandet.

Doch sollte erst in Trankebar eine Vorbereitungszeit durchgemacht werden. Sie fanden hier eine portugiesische Gemeinde von

300 Seelen, während die tamilische 1226 Glieder zählte. Die Landgemeinde umfaßte 2578 Seelen in sechs Kreisen, die sich weit nach Osten und Süden ausdehnten. Letzterer standen neben dem Landprediger Aaron die beiden Katecheten Diogo und Rajanajaken vor, welche beide unserm Fabricius allmonatlich Rechenschaft abzulegen hatten. Seine Wohnung hatte er bei dem unglücklichen Miss. Bosse, den er auch etwa ein halbes Jahr lang vom Trunke kurirt zu haben schien, der aber am Ende doch nur immer tiefer sank. Am Karfreitag 1741 (31. März) hielt er seine erste Tamilpredigt (über den Spruch: Siehe, das ist Gottes Lamm ꝛc.), nachdem er zuvor sich im Katechisiren mit den Schülern versucht hatte. An diesen hatte er nun seine Hauptfreude; er begleitet sie Morgens nach dem Gebet an den Fluß zum Baden, sieht Mittags darauf, daß sie den Reis nicht verschlafen, und besorgt am Sonnabend die Aufsicht über ihr Salben und Lariren; am Lehren, besonders in der ersten Klasse, aus welcher die Katecheten hervorgehen sollten, wird er es auch nicht haben fehlen lassen.

Er erlebte noch an Weihnachten 1741 die Ordination des zweiten Landpredigers Diogo; dann mußte er sich zum Abgang nach Madras rüsten, wo es galt, den nun heimkehrenden Schultze zu ersetzen. Fabricius war hiezu für den geeignetsten gefunden worden, und schied von den Brüdern ganz anders als Schultze, denn sie geben ihm das Zeugniß: „es ist ein mit uns im HErrn aufs genauste verbundener Bruder.“ Schultze hatte sehr rührig gearbeitetet, er suchte seinen Schulkindern „mit der englischen Sprache auch das Christenthum beizubringen“, dachte an Stiftung „einer generalprotestantischen Mission“, übersetzte auch schon die englische Liturgie ins Tamil (und soll sich ihrer selbst beim h. Abendmahl bedient haben); er studirte und schrieb viel in drei Sprachen; er hatte, als Sartorius (1730) ankam, bereits 200 Seelen getauft; aber sein dominirendes vielgeschäftiges Wesen, beim Mangel aller stetigen Leitungsgabe, hatte es doch zu keinem gedeihlichen Aufschwung kommen lassen.

Fabricius nun traf 4. Dec. 1742 in Madras ein, wo er noch einen Monat mit dem kranken Schultze verlebte, ehe dieser nach Deutschland zurückkehrte. Er fand etwa 240 Christen vor, zu denen noch ein kleines Häuflein im holländischen Pulicat kam; aber es war eine weitzerstreute Heerde, von welcher die wenigsten, weil sie

in europäischen Häusern dienten, zur Predigt kommen konnten. Ihm lag nun am meisten an, seine Nationalgehilfen tüchtig auszubilden und persönlich an sich zu fesseln; einen gar untreuen, der Schultze's rechte Hand, oder besser gesagt, sein Herr geworden war, entließ er alsbald. Derselbe wurde erst Katholik, dann fiel er gar ins Heidenthum zurück! Die Gemeinde, die schon lange kein Abendmahl genossen hatte, bereitete er gründlich darauf vor. Dann predigte er den Heiden mit großem Eifer — er fand das auch der leiblichen Gesundheit sehr zuträglich — und brachte die den englischen Freunden beinahe entleidete Station wieder zu entschiedenem Gedeihen.

Er hatte dabei an einem Mitarbeiter, dem Berliner Geister, nicht nur keine Hilfe, sondern eine schwere Bürde. Derselbe haßte die schwarzen Christen in dem Maße, daß er ihrer keinen in seinen Dienst nahm, sondern sich nur von Heiden bedienen ließ, durchhechelte alles, was die Missionare thaten, ohne selbst die Sprache recht zu lernen, während er Einladungen zu Gastungen in englischen Häusern sehr gern annahm; ein Typus unglücklicher Missionare, der leider noch nicht ganz ausgestorben scheint. Wäre Fabricius nicht mit doppelter Liebe eingestanden, indem er namentlich auch seinen Gehalt mit den Armen theilte, es „wäre eine große Zerstreuung geschehen". Es kann nicht befremden, daß solch ein Mann wie Geister sich den Engländern noch weiter durch Einführung des englischen Katechismus zu empfehlen suchte. Mit aller Kraft wehrte sich Fabricius gegen diese Zumuthung, welche eine Trennung von der trankebarischen Mission und vielleicht die Einführung englischer Mitarbeiter zur Folge haben konnte; während doch die Madras-Mission als eine evangelisch-lutherische von der englischen Gesellschaft adoptirt worden war. Als aber Geister deßhalb trutzte und endlich (Januar 1746) den ins Tamil übersetzten englischen Katechismus eigenmächtig in der Schule einführte, brach Fabricius allen Umgang mit ihm ab; auch Francke drohte, hinfort der englischen Missionen sich nicht mehr annehmen zu können. Die Sache kam jedoch bald zu einer glücklichen Lösung; Geister wurde nach Kudelur versetzt, von wo er sich fast unverweilt nach Batavia zurückzog. Der englische Katechismus wurde in der Stille abgeschafft und von religiösen Anbequemung war nicht mehr die Rede.*)

*) Schon in den Tagen der Gründer hatte man von England aus der deutschen Mission vorgeschlagen, bei der Aufzählung der Gebote im portugiesischen

Andere Kämpfe nahten, welche Fabricius ganze Gelassenheit und Gebetskraft auf die Probe stellen sollten. Die Franzosen unter La Bourdonnais gürteten sich zur Verdrängung der Engländer aus dem indischen Meere und gaben eben dadurch den Anstoß zur Gründung des großen anglo-indischen Reichs. Am 29. August 1746 nahte die französische Flotte, am 14. September landeten die Feinde im Süden von Madras. Fabricius sandte die Kinder und Wittwen ins nahe Pulikat, er selbst stärkte sich im Gebet mit den nicht geflüchteten Christen, harrte auch während des Bombardements im Missionshause aus und erlangte am Tag der Kapitulation (21. September) durch Vorweisung seiner dänischen Schutzbriefe die Zusage französischer Protektion.

Es war eine Zeit größter Verwirrung; in der allgemeinen Plünderung verlassener Häuser hatten auch arme Christen sich etwas von fremdem Gut angeeignet; darauf ward große Visitation angestellt und wurde so eindringlich über das Gebot der Liebe gepredigt, daß alle, die noch was verborgen hielten, es selbst ihrem Seelsorger überbrachten. Nun aber mußte ein Theil der schwarzen Stadt zerstört werden; auch das Missionshaus wurde wegrasirt, nachdem die Christen es erst ausgeräumt hatten, worauf die ganze Gemeinde mit Fabricius (5. Dezember) nach dem freundlichen Pulikat zog. Es stand ihm ein dreijähriges Elend bevor, doch mochte er in dieser Zeit der Noth keinen Bediensteten abdanken; er hoffte auf Gott und brach sein Brod mit den Armen, harrend von einem Tag zum andern und nie verzagend. Er setzte sich auf rein tamilische Kost und die Trankebar-Brüder, sowie die holländischen Freunde auch von Sadras her, sandten immer wieder einige Unterstützung.

Schon im Jahr 1743 war er mit einem tüchtigen Dolmetscher, Muttu Krischna, zusammengetroffen, dessen Kritik der Bibelübersetzung ihm viel zu denken gab. Ganz in der Stille fieng er nun zu revi-

---

Katechismus, die herkömmliche katholische Form, wornach das zweite Gebot eigentlich ausfällt, zu verlassen. So sehr aber fürchteten sich auch die Hallenser vor dem Schein der Religionsmengerei, daß sie diese Zumuthung entschieden abwiesen, obwohl sie sonst auf möglichste Schonung der englischen Vorurtheile bedacht waren. Man kann dieser Scheu vor Menschengefälligkeit volles Recht widerfahren lassen, dürfte aber doch wohl Luthers ganzer Beistimmung versichert sein, wenn zum Besten der Jugend in heidnischen Ländern dem Verbot des Bilderdienstes auch im Katechismus ein bestimmter Ausdruck gegeben worden wäre.

diren an, was ihm der Besserung bedürftig schien, übersetzte auch immer Mehreres ganz neu, da ihm gar deutlich wurde, daß die alte Uebersetzung nicht bleiben könne. Jetzt in seiner Einsamkeit, im täglichen Verkehr mit seinen sprachgewandten Katecheten brachte er mit täglich frischer Kraft das Neue Testament der Vollendung nahe. Das stille Dörfchen am Pulikatsee war ihm ein freundliches Patmos worden.

Im September 1749 durfte er nach Wiederherstellung des Friedens nach Madras zurückkehren. Sein neuer Kollege Breithaupt, der schon drei Jahre auf diesen Tag geharrt hatte, kam nun auch von Kudelur herauf, und ein freundlicher Engländer, Eyre, nahm beide Missionare in sein Haus auf. Alle Missionsgebäude waren zerstört, der Gottesdienst mußte auf dem Kirchhof gehalten werden, bis ein Bretterverschlag hergestellt war. Wohl hatte der Admiral Boscawen, bevor er nach England zurücksegelte, verordnet, den katholischen Padres für ihre Spionage und Intriguen ihre Kirche und Wohnung in Weperi, eine halbe Stunde westlich von Madras, abzunehmen und als Entschädigung für den Kriegsschaden der evangelischen Mission zu schenken. Allein Gouverneur Prince kehrte sich wenig daran, er haßte die Mission und suchte ihr eine Schwierigkeit um die andere in den Weg zu legen. Fabricius wußte sich übrigens durch seine mit dem Rechtsgefühl eines alten Juristen abgefaßten Vorstellungen bei ihm allmählich Achtung zu verschaffen; und da er trotz des Ausbleibens der Europaposten und vieler Unfälle, denen ein alles zerstörender Orkan (31. Oct. 1752) die Krone aufsetzte, geduldig ausharrte, wurde endlich seine Bitte erhört. Am 1. Advent 1752 bezog er das neue Missionsgut, gerade sechs Jahre nach seiner Wanderung ins Exil, und die Gemeinde in Madras feierte einen fröhlichen Einweihungstag; mit der Geldentschädigung von 500 Pagoden konnte alles, was der Orkan zerstört hatte, wieder aufgebaut werden. Man war aus langandauernder Enge auf einen weiten Raum versetzt worden, und Fabricius, der selbst nie heirathete, durfte nun (1753) seinem Kollegen ein treues Weib antrauen, wodurch auch ihm ein liebliches Heimwesen erblühte.

Und jetzt, nachdem er noch einmal „gleichsam als ein armer Sünder und Bettler den Grundtext des Neuen Testaments durchkrochen“ und erwogen hat, „wie jedes Wort am bequemsten zu geben“, nachdem er sich mit den verständigsten Eingebornen berathen,

hält er es für seine Pflicht, einmal auch wieder die Trankebar-Brüder zu sehen, das erstemal nach zwölf Jahren. Noch tobte der Krieg im Karnatik, denn trotz des europäischen Friedens befehdeten sich in Indien fortwährend die französischen und englischen Handelskompagnien sammt ihren Alliirten; doch kam Fabricius unter holländischem Geleite durch die französischen Truppen — mit kurzer Gefangenschaft — glücklich hindurch (April 1754) und sah dann alte und neue Brüder, auch Schwartz unter den letztern, worauf zwei Monate hindurch die Uebersetzung besprochen, und alles, was bisher darüber hin und her verhandelt worden war, zum Abschluß gebracht wurde. Im Jahr 1758 war dann das Neue Testament gedruckt, zunächst freilich nur vom 2 Korintherbrief an rein fabricische Arbeit, während die Brüder an der Presse im ersten Theil eklektisch zu verfahren gesucht hatten. Am Ende aber empfahl sichs doch Allen besser, ein Werk aus Einem Guß zu haben, das die Offenbarung Gottes „mit Deutlichkeit, Kraft, Kürze und Annehmlichkeit“ in der Tamilsprache wiedergäbe. Gewiß ist auch Fabricius Uebesetzung eine der gelungensten, wenn sie gleich im letzten dieser vier Punkte für ein gut geschultes Tamilohr noch allerhand mag vermissen lassen.*) Man sieht es ihr überall an, daß, wie er selbst sagt, Alles darin „von vorne und von hinten balancirt“ worden ist.

Noch in eben diesem Jahr gieng es mit Dupleix's großem Plane eines französischen Indiens zur Neige; seine Drohung, aus Madras ein Fischerdorf zu machen, wollte sich nicht erfüllen. Der siebenjährige Krieg, der nun ausbrach, führte vielmehr zur raschen Hebung der englischen Macht und den Franzosen gelang immer weniger. Zwar eroberten sie im Jahr 1758 die Stadt Kudelur und belagerten Tandschaur und Madras, wodurch der Mission allerhand Schaden widerfuhr. Namentlich wurden Fabricius und Breithaupt (12. Dezember) von der leichten Reiterei der Franzosen rein ausgeplündert,

*) Daß auch die holländischen Prediger in Kolombo um diese Zeit an der h. Schrift übersetzten und überhaupt in mannigfacher Weise mit den deutschen Missionaren einen schönen friedlichen Wettstreit pflegten, mag hier im Vorbeigehen kurz erwähnt werden. Es war besonders der edle Gouverneur von Imhoff (1736—40), der diese Lebensregungen in Ceylon förderte, nachdem die Unfruchtbarkeit des gegen Heiden und Katholiken angewendeten Zwangssystems sich nicht mehr länger verkennen ließ. Er hat auch später als Generalgouverneur in dieser Richtung fortgewirkt.

was auch Graf Lally beim besten Willen nicht verhindern konnte. Zu ihm nämlich begab sich Fabricius ins französische Lager, wo ihn ein deutscher Rittmeister bewirthete, der dann seinen Säbel hin und herschwenkte und schon mit den Köpfen der Engländer in Madras zu spielen meinte. Der Säbel zerbrach ihm aber an einem dürren Kokuszweige, und gleich darauf auch einer seiner Zähne, daher Fabricius gedachte: Gott kann wohl euer Schwert und eure stolzen Worte aus eurem Munde zerbrechen! eine Ahnung, welche auch der Erfolg bestätigte.

Schon im Februar 1759 durfte er aus seinem Asyl in Pulikat nach Weperi zurückkehren, da die Belagerung aufgehoben war; er fand auch in dem Missionshof etliche der verlorengegangenen und geraubten Bücher wieder, die ihm zu seiner Uebersetzung des Alten Testaments gerade nöthig waren, und theilte dann in der großen anhaltenden Theurung seinen letzten Pfenning mit der armen hin und hergestoßenen Gemeinde. Im Januar 1761 aber wurde Pudutscheri von den Engländern erobert, womit die Franzosenherrschaft ihr Ende erreicht hatte.

Was in diesen bewegten Zeiten auch unter Europäern in Indien durch die Missionare gewirkt wurde, darf nicht gering angeschlagen werden. Fabricius zwar hütete sich lange vor dem familiären Umgang mit Blanken (Weißen) und lebte gern abgesondert von der Welt, ärmlich gekleidet, zufrieden mit Einem Zimmer, allein mit seinem Gott und seiner Gemeinde. Aber wo ihm ein geistliches Bedürfniß entgegenkam, da war er rasch bei der Hand, und predigte wie die andern Missionare nicht nur den vielen Schweizern und Deutschen, die sich in beiden gegenüberliegenden Heeren, wie bei den Holländern zahlreich vorfanden, sondern wirkte auch auf Engländer überaus wohlthätig. Wo er konnte, bediente er sie mit Wort und Sakrament; befreundete Familien derselben bauten sich um sein Gehöfte an, und die kleine portugiesische Gemeinde ward durch das Vorherrschen der nun immer wichtigeren Sprache der Eroberer allmählich zu einer englischen umgewandelt.

Bei der Eroberung von Pudutscheri nun hatten die Engländer auch eine Druckerei erbeutet. Die Regierung bat Fabricius, die Oberaufsicht zu übernehmen, wogegen ihm gestattet wurde, sich derselben umsonst mit zu bedienen, 1761. So hatte er denn bald neben seiner Kirche auch eine Presse, auf welcher nebst andern Schrif-

ten, z. B. einem Vorbereitungsbüchlein, seine Bibelübersetzung endlich unter seinen Augen gedruckt wurde. Lange dachte er auch an Bereitung einer Postille, wozu er sich seine Predigten sorgfältig concipirte; sie handeln, wie mans von ihm erwarten kann, mehr von der Heiligung als von der Rechtfertigung durch den Glauben.

Auf dieser Presse erschien denn auch im Jahr 1774 sein Gesangbuch, eine köstliche Gabe für die Tamil-Gemeinden. Er hatte ganz in der Stille schon im Jahr 1756 über hundert Lieder gedichtet, in welchen er mit Vermeidung aller poetischen Freiheiten den innigen Sinn der deutschen Liederdichter mit großem Geschick in gewöhnlichster Sprache wiedergab; mit Recht hoffte er von ihnen, sie werden sich, wenn man auch derzeit noch das alte Gesangbuch in Trankebar neu auflege, doch im Lauf der Jahre von selbst rekommandiren. Künstlichere Verse mögen schon vielfach in der Mission gefertigt worden sein, vielleicht auch korrektere; aber die innigen, reichhaltigen, aus tiefster Erfahrung geschöpften Lieder des Fabricius sind seither von keinem Missionsdichter erreicht worden. Es ist nur zu bedauern, daß sie in den englischen und amerikanischen Missionen des Tamillandes fast vergessen sind, weil dort die Kenntniß der Melodieen fehlt.*) Fabricius hatte zugleich unter seinen Schulkindern wie auch in der Gemeinde das Singen recht in Schwung gebracht, und je tiefer bei ihm die Noth wurde, desto entschiedener half sich der wohlgeschulte Kreuzträger durch Singen und Dichten.

Aber auch dem Bedürfniß der europäischen Arbeiter kam er entgegen, indem er eine Grammatik des Tamil herausgab (1778), der ein tamilisch-englisches, zuletzt noch ein englisch-tamilisches Lexikon folgte (1779 und 86).

Unter den Bekehrungen, welche in der Mission vorkamen, machte die eines portugiesischen Dominikaners besonderes Aufsehen. Manuel José da Costa von Coimbra, ein wohlstudirter und scharfsinniger Mann, war während seines mehrjährigen Dienstes in Goa und Diu am Papstthum zweifelhaft geworden. Nach Siam versetzt, wird er mit einem Jesuiten Antonius Rodriguez bekannt, bei welchem er

*) Wo aber ein Missionar dort auch in der Zeit, da es zum alten Eisen geworfen schien, ein Exemplar dieses Gesangbuchs hatte, durfte er sich wohl hüten, es nicht zu sorglos stehen zu lassen. Die heidnische und christliche Dienerschaft scheint gerade diesem Buche besonders gefährlich gewesen zu sein, während Massen von Predigten und Traktaten keinen Dieb anlockten.

auch einiges Mißfallen an der römischen Lehre bemerkt. Endlich entdecken sie sich einander und lesen zusammen in der lateinischen Bibel; auch fällt ihnen ein Trankebarer Katechismus in die Hände, aus dem sie insgeheim mehrere Gemeindeglieder unterrichten, so daß ihrer 43 aus der römischen Kirche austreten. Rodriguez tritt gleichfalls offen aus, wird erkommunicirt, stirbt bald und wird von den Römischen begraben, als habe er sich wieder zurückgewandt. Da Costa aber, von einem Pater festgenommen, soll der Inquisition in Goa übergeben werden; doch weiß ein ihm bekannter Muhammedaner zu bewirken, daß er an der Tamilküste abgesetzt wird. So kommt er nach Trankebar, verkehrt mit Miss. Wiedebrock, dem er doch sich nicht zu entdecken wagt, um nicht von den Katholiken an der Rückkehr nach Siam verhindert zu werden. Madras scheint ihm der geschicktere Ort; hier kommt er verkleidet ins Missionshaus und verkehrt nun mit Fabricius, dem er in der Stille sein Bekenntniß abzulegen wünscht, worauf er als protestantischer Missionar nach Siam abgeordnet zu werden hofft. Fabricius unterrichtete ihn weiter mit Hilfe einer schon zum Druck bereiten Lehrschrift über das Papstthum und nahm ihn vor etlichen Zeugen in die Gemeinde auf, worauf Da Costa einen Absagebrief aufsetzte, der nach seiner Abreise veröffentlicht werden sollte (1768). Er reiste nun nach Kalkutta, wo Kiernander seit 1758 eine hoffnungsvolle Arbeit begonnen hatte, und trat öffentlich seiner portugiesischen Gemeinde bei. Dort hat er jeden andern Sonntag, mit dem gleichfalls bekehrten Pater Bento abwechselnd, freimüthig gepredigt, hat auch eine von holländischen Eltern in Siam geborene Wittwe Marcella geheirathet (November 1769), die, wie er hoffte, in Siam sich würde nützlich machen können. Dort scheint man sehnlichst auf ihn gewartet zu haben, wie auch er in langer Krankheit beständig nach seinen Siamesen verlangte; er unterlag ihr aber in Kalkutta (März 1771).

Wie wünschten wir nun dem alternden Fabricius, der doch immer noch zu Fuß umherreist, eine ruhige, friedliche Hirtenwirksamkeit, wie sie nach bewegten, stürmischen Tagen dem greisen Knechte Christi so wohl zu gönnen wäre inmitten seiner kleinen Heerde (von etwa 800 Seelen) und im steten Verkehr mit den (holländischen) Außenstationen Pulikat und Sadras,*) zu denen (seit 1771) auch

*) Zwischen Madras und Sadras kamen schon unsere alten deutschen Missionare gar oft an den Felstempeln vorbei, welche unter dem Namen der sieben

das im Innern gelegene Fort Welur mit einem sich zusehends mehrenden Häuflein von Christen gekommen war! Allein er sollte die ganze Schwere der ungünstigen Zeitverhältnisse empfinden, sollte darüber am Ende auch gar noch seinen guten Namen einbüßen!

Noch wollte es sich nicht zur Ruhe anlassen. Im August 1767 wars, daß der mächtige Rebell des Maisur-Königs, Haider Ali Khan, verbündet mit dem Nizäm des Deccans gegen die Engländer losbrach, und sein Sohn Tipu Sahib hätte damals beinahe mit seiner leichten Reiterei die Rathsherren von Madras sammt der Festung selbst weggenommen. Er führte unter anderen fünf katholische Missionare vom Thomasberg mit sich fort. Die deutschen Missionare mußten wieder fliehen, mußten dann aufs flache Dach der Missionskirche eine Kanone stellen lassen, mußten wieder durch Orkan und Theurung gehen, mußten ihr Weperi (1780) zu einem Kriegslager umschaffen sehen; und was bei allem wohl das Schmerzlichste war, sie mußten handgreiflich erfahren, daß es in Deutschland mit dem Missionsinteresse immer mehr abwärts gieng. Die Geburtswehen jener neuen Zeit machten sich allerwärts fühlbar. Das Ende der jesuitischen Mission schien gar bald auch von der protestantischen getheilt werden zu sollen. Ein Missionar Hüttemann fieng bereits an, die ganze Mission als eine große Armenanstalt, die tamilische Nation als ein unverbesserliches Bettler- und Lügenvolk zu verdammen und die noch einzige Hoffnung auf etwas Besseres in großartigen englischen Unterrichtsanstalten zu erblicken.

Da hieß es plötzlich, der alte Fabricius habe die ihm anvertrauten Gelder von Wittwen und Waisen, ja alle Fonds der Mission zu Geldspekulationen verwendet und — mit einem Schlage sei Alles verloren. Schwartz wollte es nicht glauben. Er reiste selbst nach Madras 1778, und fand es nur allzuwahr. Der alte Fabricius lag gefährlich krank; nun wurden auch noch die meisten Brüder an ihm irre, und der gute Name der Mission schien völlig dahin. Fabricius hatte in den Jahren der allgemeinen Verwirrung die ihm

---

Pagoden noch heute das Wunder mancher Reisenden sind. Aus erhaltenen Inschriften geht hervor, daß hier einst eine Stadt Ma-mallei-pu-ram stand, deren Stätte theilweise vom Meer bedeckt ist. Die Geschichte Krischna's und seines Freundes Ardschuna findet sich auf einigen Granitblöcken abgebildet; andere Felsmassen sind geradezu in einsteinige Tempel umgewandelt. Schon Schultze und Sartorius haben die merkwürdigen Ueberreste eingehend beschrieben. (s. die Abbildung.)

anvertrauten Kapitalien von Wittwen und Waisen, wie auch durch Schiffsgelegenheiten übersandte Missionsgelder, zusammen über 100,000 Thaler, mittelst seines Katecheten Gurupadam, eines Sohnes des seligen Landpredigers Aaron, auf Zinsen ausgethan. Madras war damals natürlich der einzige etwas sichere Ort, Fabricius gewandt in Notariatgeschäften, allem Geize fremd, und durchaus wahr. Dabei war ihm aber alle Vorsicht abhanden gekommen; die hohen Zinsen, wie sie von bedrängten Adeligen des Landes bezahlt oder doch versprochen wurden, schienen der Mission neue Hilfsquellen zu sichern, oder doch den Mittelspersonen, seinen geliebten Tamilgehilfen, ein gutes Auskommen zu verschaffen, so war der alte Mann in die Falle gegangen. Da plötzlich läuft der Hauptschuldner, des Nawâbs Schwiegersohn davon; ein anderer, der Baron Bommarasa, hat wohl dem Missionar sein Ländchen verpfändet, aber wer wirds kaufen im allgemeinen Ruin! Das Merkwürdigste war, daß der Greis dabei so „unbegreiflich unempfindlich, und, man gestatte das Wort, voll Glaubens" blieb. Gott hatte ihn, wie er meinte, in der ungeheuren Seelennoth so unzählige Mal der Errettung versichert, daß er Zweifel daran für Sünde hielt. „Die schwere Versuchung" mußte sich ja „mit Sieg und Segen endigen." Seinem innigst geliebten Bruder Breithaupt hatte er von dem „unvernünftigen Handel", wie er selbst erklärt, kein Sterbenswörtchen gesagt; nur wußte dieser, daß Fabricius täglich zu Gott bete, er möge ihn nicht in Sünden oder Geldschulden sterben lassen!

Fabricius muß ins Gefängniß wandern, die Gesellschaft in London entläßt ihn aus ihrem Dienst; er lebt von Almosen. Dabei bleibt er sich aber immer gleich, betet, predigt, schreibt, speist eben so vergnügt, als er noch aus seiner Armuth den Armen gibt; er überläßt es den Brüdern, sich über ihn zu grämen. Es geht die Sage, einer seiner alten Kollegen sei zu ihm ins Gefängniß getreten und habe beim Anblick des 70jährigen hohen Greisen die Thränen nicht zurückhalten können. Dieser aber habe von allem nichts gemerkt, sondern nur geschwind dem Bruder die Hand gedrückt, mit den Worten: „Nein, das freut mich; gerade zu rechter Zeit gekommen! Hör einmal, wie das klingt!" und dann mit heller Stimme ein eben fertig gewordenes Tamil-Loblied angestimmt, als fühle er sich schon im Vorhof des Himmels!

Allmählich wird aber doch diese Zuversicht herabgestimmt. Breit-

haupt, der ihm unerschütterlich zugethan blieb, stirbt (November 1782) und Fabricius tritt in die Lücke mit Aufbietung aller Kräfte; wie es scheint, zunächst ohne die jährliche 50 Pfd. St., welche ihm früher als Gehalt bezahlt worden waren (womit, nach Gerickes Bemerkungen, ein Mann nur gerade durchkommen konnte, wenn er von Reis und Kari lebte). Gar kümmerlich muß er sich da durchhelfen, und er erkennt endlich „die schreckliche Sichtung des Satans", für die er schambedeckt nun täglich um Vergebung fleht. Des Nawabs Schwiegersohn ist gestorben; der selbst verschuldete Nawab läßt sich zu keiner Zahlung bewegen. Immer noch hält aber Fabricius fest an der Unschuld seines vertrauten, ihm „gar brauchbaren Gehilfen" Gurupadam, bis dessen Untreue und der schmähliche Mißbrauch, den er mit der Gedächtnißschwäche des alten Mannes trieb, die Tamil-Gemeinde nöthigte, sich offen gegen ihn zu erklären. Wie muß es dem greisen Missionar ins Herz geschnitten haben, nun dieselbe Entdeckung zu machen, wie er sie nach Schultzes Abgang an dessen rechter Hand erlebt hatte! Noch einmal muß Fabricius ins Schuldgefängniß wandern (31. Januar 1788); und, nachdem er kaum los geworden und (im August) sein Amt an Gericke abgetreten hatte, stecken sie ihn wieder ein. Er sitzt dort über ein Jahr, genießt nun aber doch Ruhe vor seinen Gläubigern, und Gericke im Verein mit Breithaupts Sohne kann ihm sein drittes Gefängniß erträglich machen.

Im Januar 1791 endlich wird der 80jährige Greis wieder frei, indem der Mann, der ihn eingesetzt hatte, mit seinem Gewissen nicht mehr zurechtkam und also zunächst sich selbst wieder Ruhe verschaffen wollte. Die Brüder und die Gemeinden haben ihn sicherlich herausgebetet. „Er hat noch immer ein fröhlich Herz, guten Appetit und Schlaf, lächelt und kennt alle älteren Leute," aber sonst ist das Gedächtniß dahin. „Es ist beschwerlich, ihn in die Kirche zu führen, aber er besteht darauf, bei jedem Gottesdienst zugegen zu sein." Auch der letzte seiner leiblichen Brüder, Sebastian, der väterliche Berather sämmtlicher Missionare in den letzten dreißig Jahren, war nun (Januar 1790) entschlafen. Wie sehr ihn seit zwölf Jahren die Berichte über seines Philipps Mißgeschick angegriffen hatten, kann man sich denken; „die Nachricht, daß sein Bruder gestorben, hätte ihm das Herz nicht mit solchem Jammer überschüttet. Gott o großer Gott," seufzte er,

„hilf aus Gnaden, daß nur dein Werk nicht Schaden leide!“ — Von seinen Jugendfreunden lebt, nachdem Zeglin 1780 in Trankebar gestorben, nur noch Kiernander in Bengalen; Kiernander, der einmal Bürge für ihn werden wollte, nun nach kurzem Glanz und Reichthum auch verarmt und verschollen (s. Miss. Mag. 1865. S. 393). Nichts fesselt ihn mehr an diese Welt, es geht endlich zur Ruhe. An seinem 81sten Geburtstage ließ Fabricius sich noch lange vorlesen, las dann selbst in seinem Gesangbuch, fieng an zu beten und verlangte aufs Bett gelegt zu werden. Zu den Trostworten, die ihm zugerufen wurden, sagte er noch vernehmlich ām, ja; am nächsten Mittag (23. al. 24. Januar 1791) nahm ihn der HErr zu sich.

Es ist uns wohl, ihn daheim zu wissen, den treuen, schon hienieden in allem Umtrieb der Welt so überirdischen Mann, dessen Schwächen ganz offen vor Augen liegen, weil sie ihm voraus ins schärfste Gericht liefen (1 Tim. 4, 24), ohne daß sie doch uns seinen wahren Werth zu verdunkeln vermögen. Wir können ihn uns denken, den freundlichen Mystiker, wie er in der Mittheilung eines alten Tamilen erscheint, im Fenster stehend und den in der Veranda versammelten Armen mit beiden Händen austheilend, Reis, wenn er nur Reis hat, aber auch Kupfer und Silber, wenn das gerade zur Hand ist. Es ist ja beides nur Erde! Er hat dem Tamilvolk reichlich ausgetheilt von den Schätzen eines reichen Gemüths, und seine Gaben wuchern noch fort in seinen Liedern und seiner Bibel.

Aber ein großer Mangel, verhängnißvoll namentlich für die Madras-Mission, wird uns doch in dieser 50jährigen Wirksamkeit eines grundedlen Mannes offenbar. Es kommt weder unter den Missionaren selbst, noch bei den Gemeinden zu einer rechten Organisation der vorhandenen Kräfte, und ebendamit zu keiner gesunden Erziehung und Ausbildung derselben. Vergebens sucht man auch nur nach einer Spur von Regierung; der Nothbehelf des „Dreiherrendiensts, in welchem diese englischen Missionare“ standen, mit ihren Berichten nach Halle, Kopenhagen und London, hatte sie auch draußen an eine zuwartende Anarchie gewöhnt. Gewiß sind viele Hunderte von Seelen durch diesen theuren Mann zur ewigen Seligkeit geführt worden: Heiden, Katholiken, auch etliche Muselmanen, Deutsche, Schweizer und Engländer; unter den Ueberlebenden aber

hat er seinen Nachfolgern ein wirklich gesundes Wirken fast so schwer gemacht, als wenn er mit Wissen und Willen dem Feinde in die Hände gearbeitet hätte. Wir sehen daraus, wie ungemein viel an einer umsichtigen Leitung der Mission liegt, welche die Gaben der Einzelnen gerade an der ihnen zukommenden Stelle zu verwenden und ihre Einseitigkeit durch weise Beschränkung der Arbeitssphäre unschädlich zu machen versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lappen und die lappische Mission.*)

1. Die Lappen.

Unter den Ueberresten von Völkerschaften, welche früher größere Strecken unsers Welttheils bewohnt haben, nun aber längst in entlegene Gegenden zurückgedrängt und fremden Nationen unterworfen worden sind, verdient wohl auch dasjenige Volk, welches jetzt die nördlichsten Gegenden Europa's bewohnt, einige Aufmerksamkeit. Die Lappen sind zwar ein kleines Völklein, allein ihre Geschichte, ihr Volksleben und nicht am wenigsten die Mission unter ihnen, bieten manche interessante Seiten dar.

Die Lappen, die übrigens sich selbst Same nennen, gehören zu dem großen finnischen Stamme, sind also keine Indoeuropäer. Neuere Untersuchungen haben außer allen Zweifel gesetzt, daß die Lappen am nächsten verwandt sind mit denjenigen Völkerschaften des Nordens, neben und unter welchen sie wohnen, Finnen, Esthen, Tscheremissen, Mordwinen, Votjaken, Syrjänen, Wogulen, Ostjaken u. a., welche alle durchs weite russische Reich bis ans kaspische Meer hinüber, ja mittelst einer vereinzelten Kolonie

*) Ein Auszug aus Lapperne ig den lapske Mission. Af J. Vahl, Prost i Aarhus. Kopenhagen 1863. Es ist dieß ein neues grundlegendes Werk über eine nur wenig bekannte Mission, die doch schon um ihrer Nähe willen den deutschen Leser interessiren muß. Mit Freuden hören wir, daß eine deutsche Ausgabe der fleißigen Arbeit nächstens erscheinen wird.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

5. Johann Philipp Fabricius.*)

Wir können uns nicht auf eine längere Schilderung der Wandlungen einlassen, welche die Trankebar-Mission nach dem Heimgang ihrer Gründer (1719—20) durchzumachen hatte. Sie stand vorerst unter der Leitung des rührigen, aber auch etwas eingebildeten Benj. Schultze (bis 1726), eines Mannes, der sich gern mit Sprachstudien beschäftigte, daher er bald, wohl gar zu bald auch an das Dichten tamilischer Lieder sich wagte, deren Zahl Ziegenbalgs ursprüngliche 48 in kurzer Zeit erreicht, ja überstiegen hatte. Ebenso hielt er sich für berufen, die Bibelübersetzung, mit welcher der sel. Ziegenbalg bis ins Buch Ruth gekommen war, hastig zu vollenden, indem er sie dem Peter Maleiappan, der ja auch deutsch konnte und mit den Palmblättern ihm zur Seite saß, in den Griffel diktirte. Bereits im März 1725 war er mit dieser Aufgabe fertig geworden. Die Presse druckte rüstig, was geschrieben war, und im Jahr 1727 befand sich die ganze h. Schrift in den Händen der Missionare und ihrer Gemeinden; woran sich 1728 noch eine klei-

*) Die Quellen für seine Geschichte sind die bei Ziegenbalg genannten, wozu noch W. Taylor, Memoir of the first Centenary of the Protestant Mission at Madras. Mad. 1847, kommt. Neuestens hat W. Germann aus dem hallischen Archiv noch weiteres werthvolles Material gesammelt und mit viel Geschick zu einer Darstellung des damaligen Missionslebens verarbeitet (J. Ph. Fabricius. Seine fünfzigjährige Wirksamkeit im Tamulenlande ꝛc. Erlangen 1865), während er die Mittheilungen über Fabricius sprachliche Arbeiten in Dr. Kramers Missionsnachrichten (Halle 1865), niederlegte. Das Bild des ehrwürdigen, inniegen Mannes steht daher viel ausgeführter vor unsern Blicken da, als es in früheren Zeiten der Fall war.

Der festgetupft vom Alte-muffel-patronn bei Madras.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com VierFarbSelector Standard - Euroskala Offset